



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Rudolf Lindaus Geschichten aus der Türkei

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

dem Provinzadel verbetterten Ratsperücken zogen die österreichische Schlappheit, die ihnen relative Selbständigkeit ließ und prunkvolles Auftreten gestattete, dem strammen preußischen Soldatenregiment vor, und die Kaufmannschaft fürchtete für ihren Handel, nicht ohne Grund, wie in der Geschichte des Bankhauses Eichborn (1. Band des Jahrgangs 1904 der Grenzboten, S. 104) gezeigt worden ist. Die Hinneigung dieser Kreise zu Österreich verleitete den König zu dem Glauben, die meisten Ratsherren seien katholisch, während sich, schreibt Weiß, „in der ganzen Stadtverwaltung nicht ein einziger Katholik fand“. Nach Sena waren es auch in Breslau die königlichen Zivil- und Militärbehörden, die den patriotischen Geist der Bürger dämpften und hemmten, anstatt ihn zu stärken und seine Anstrengungen zu organisieren. Dieses zu tun, mühte sich in Breslau besonders der Graf Friedrich Büdler; die Feigheit des Gouverneurs und des Kommandanten, die alle seine Bemühungen vereitelten, trieb ihn zu solcher Verzweiflung, daß er mit einem Pistolenschuß seinem Leben ein Ende machte. Im Völkerfrühling 1813, wo des Königs Aufruf „An mein Volk“ von hier ausging, war Breslau der Mittelpunkt der Weltgeschichte. Mitten im Unglück des Jahres 1807 war der Bürgerschaft eine große Freude und ein Geschenk von unschätzbarem Werte zuteil geworden: Napoleon hatte zur Freude der Bürgerschaft die Festungswerke demolieren lassen, die ihr drei schreckliche Belagerungen zugezogen hatten, und der König schenkte ihr das Festungsterrain mit der Bemerkung: „Ich wünschte, die Festung wäre schon vor Jahren demoliert worden.“ Im Frühsommer 1813 näherte sich Napoleon der Stadt. Eine Deputation wurde abgesandt, ihn um Schonung zu bitten. Sie traf ihn im Städtchen Neumarkt. Der immer noch Gewaltige redete sehr freundlich mit den Herren und sprach unter anderm: „Was machen die Boulevards? Sind die Promenaden um Ihre Stadt vollendet? Diese haben Sie allein mir zu danken, ich habe Ihnen die Möglichkeit dazu verschafft.“ Die „Boulevards“ und Promenaden führen uns in die Gegenwart hinein.



Rudolf Lindaus Geschichten aus der Türkei

Von Heinrich Spiero



er große und lange nicht genug bekannte und gerühmte, vor allem nicht genug gelesene Erzähler Rudolf Lindau ist auch menschlich eine überaus anziehende Erscheinung, hat Bildungsjahre und eine vielfältige Tätigkeit hinter sich, wie sie kaum einem neuern deutschen Dichter und Schriftsteller beschieden waren. Früh ins Ausland gekommen, zuerst als Hauslehrer, gelangt er mit dreißig Jahren als diplomatischer Unterhändler der Schweiz für einen Handelsvertrag mit Japan nach Yokohama,

bleibt dort als Konsul, Journalist und Kaufmann, macht, zurückgekehrt, den Deutsch-französischen Krieg im Gefolge des Prinzen August von Württemberg mit, der das Gardekorps führt, tritt dann ins Auswärtige Amt, zunächst als Legationssekretär bei der Botschaft in Paris, dann als Vortragender Rat für die Presse in Berlin selbst, und zu einer Zeit, wo sich andre zur Ruhe setzen, geht der ungebundene Hagestolz als deutsches Mitglied der türkischen Staatsschuldenverwaltung nach Konstantinopel. Jetzt ruht er in seinem schönen Haus auf Helgoland von seinen Ämtern aus in wahren otium cum dignitate.

Spät hat er die Feder des Erzählers ergriffen, und er hatte das vierzigste Lebensjahr schon hinter sich, als sein erster deutscher Roman erschien. Die gewaltige Menge von Anschauung, die in allen Werken Rudolf Lindaus steckt, hatte er vor seiner Schöpferzeit aufgenommen, und er konnte aus diesem Rohstoff immer neu heraufholen, während sein Leben zwei Jahrzehnte lang unter ruhiger Amtspflicht in der französischen und der deutschen Hauptstadt verlief. Gerade diese Genesis seiner Werke hilft ihren Charakter erklären, macht den Mangel jeder Blendung durch die fremden Eindrücke noch verständlicher; diese lagen ja zurück, zogen, treu festgehalten, nun in stillen Stunden wieder vorbei und wiesen dem Zurückblickenden das eigentliche, menschliche Antlitz alles Erlebten. Es darf dabei auf den Junggesellencharakter dieser Kunst hingewiesen werden: einsam gebliebne Menschen wie Saar, Lindau, Luise von François, Annette von Droste, Turgenjew, Keller schreiben anders als Familienväter und Mütter, um deren Anie ein junges Leben spielt — man merkt das bei Keller besonders deutlich aus den „Züricher Novellen“ und dem „Martin Salander“ heraus, man empfindet es bei den andern überall. Das Motiv der Freundschaft tritt bei ihnen häufig neben das der Liebe oder an dessen Stelle, wie bei Lindau im „Hans der Träumer“, im „Gast“, in „Gordon Baldwin“, in „Liquidiert“, im „Flirt“, wo es überall kein Anhängsel für das Leben, sondern von ungemein starkem Einfluß ist. Parallelen bieten da Turgenjew in „Väter und Söhne“, in der „Neuen Generation“, Luise von François in ihrer stolzen Eberhardine, in mehr als einer Novelle.

Und sie, in deren einsamer Häuslichkeit die Stille waltet, sind immer wieder Zuhörer von größtem Feingefühl, dankbare Gäste. Gerade weil sie allein reif geworden sind, gehören sie niemals zu den Fertigen, denen nichts recht zu machen ist. Freilich sind sie auch nicht „gleich bereit, zu weinen und zu lachen“, selten hat das kluge Auge Tränen, und ein feines, kalter Ironie bares Lächeln verschönt ihre Züge, stimmt die Erinnerung ab und verfälscht sie nicht.

Rudolf Lindau hatte das sechzigste Lebensjahr überschritten, als er nach Konstantinopel zog. Ich besitze einen Brief Eduard Bauernfelds an eine in Konstantinopel lebende deutsche Freundin, worin es heißt: „Daß Sie unter den barbarischen Türken leben müssen, bedaure ich. Die Schönheit der Natur entschädigt nicht für den Mangel an Bildung. Schon Voltaire riet der Kaiserin

Katharina, Konstantinopel zu erobern — die Stadt, in welcher man nicht Komödie spiele und die Weiber in Harems einsperre.“ Ich stelle mir vor, daß Rudolf Lindau nicht erst nach erworbnen Kenntnis der Türkei über dies Urteil gelächelt hätte; er ist sicherlich hingegangen, ohne a priori zu urteilen, und mit dem Willen, auch dort der Aufnehmende, der sachliche Beobachter zu sein, der er immer war. So lernte der, der die Taipingrebelln und die japanischen Tonin geschildert hatte, die vom Großherrn Beherrschten kennen. Die Schönheit des Marmarameeres, des Goldenen Horns hat er immer wieder gepriesen — sein Herz hing sich doch gerade an die Menschen, und was er von ihnen sah und erlauschte, brachte er heim. Der Verkehr in der Türkei ist ein Männerverkehr, in den die abgeschlossen lebende Türkin nicht eintritt, und dort ist noch die Kunst daheim, gelassen zu erzählen. Im Orient hat man Zeit, der Russe braucht sie zu endlosen Disputationen bei der rasch weggeworfnen Papyrus, der Türke zur gemächlich ausgepönnenen Geschichte beim Tschibuk, bei der langsam den Tabak verzehrenden Margileh, der bedächtlich gerauchten Zigarette. Und der Deutsche, der von je ein guter Lauscher war, sitzt dabei, ein gern gesehener Gastfreund im gastlichen Lande und spinnt sich mit ein, wie die Wölkchen schwellen, und spinnt weiter und gewinnt farbenreiche Gaben, die uns in der Einkleidung dargeboten werden, die nun einmal des Landes der Brauch ist. Im Jahre 1896 erschienen die „Erzählungen eines Effendi“, die am Schluß drei „türkische Geschichten“ enthalten, 1897 die „Türkischen Geschichten“ selbst, zwölf an der Zahl, und die „Alten Geschichten“ (1904) bringen noch eine türkische Geschichte der Nachlese, wie denn dieser Band überhaupt in extenso einen vollen Umkreis aller von Lindau erfaßten Lebensstoffe birgt. Die „Türkischen Geschichten“ werden folgendermaßen eingeleitet: „Die nachstehenden Geschichten sind mir von meinem türkischen Lehrer erzählt worden. Mein geringes Verdienst bei deren Veröffentlichung ist, seine mündlichen Mitteilungen, etwas geordnet, ins Deutsche übertragen zu haben.

Mein Erzähler ist ein stiller Muselman, dessen innige und ruhige Freude am Poetischen und Wunderbaren deutlich, wenn auch nie laut hervortritt. Er spricht leise und sehr langsam, ohne lebhaftes Mienenpiel; die Hände ruhen dabei auf seinen Knien. . . . Will er etwas hervorheben, so wiederholt er zwei-, auch dreimal, in eigentümlich nachdentlicher, träumerischer Weise dasselbe Wort oder denselben Satz, ohne seine Augen, die gewöhnlich zu Boden geschlagen sind oder an mir vorbei in die Ferne schauen, auf mich zu richten. Ich bewundere an ihm die Kunst, mit der er, bei den geringen Sprachmitteln, die ihm im Verkehr mit mir zur Verfügung stehn, seine fremdartigen Mitteilungen anschaulich und verständlich macht.

Was die Entstehung jener Geschichten angeht, so darf sie sicherlich auf einige Tatsachen aus längst vergangenen Zeiten zurückgeführt werden. Diese Tatsachen werden von Anfang an bei ihrer mündlichen Wiedergabe mehr oder weniger ausgeschmückt worden sein und schließlich, während der Überlieferung

von Geschlecht zu Geschlecht, ihre heutige, auch noch keineswegs feste Form angenommen haben. Sie dürfen demnach als Volksagen bezeichnet werden. . . .

Der Türke will in seiner Poesie von klaren, logischen Begründungen nichts wissen: sie würden ihm die Freude an der Dichtung verleiden. Er verlangt nicht, daß jedes i seinen Punkt habe, seine Schriftsprache ist ohne Vokale, er liebt es, zwischen den Zeilen zu lesen und jeden Satz bis zu einem gewissen Grade deuten zu müssen; der Schatten ist ihm angenehmer als das helle Licht: so will er auch die Beweggründe der Handlungen seiner Helden suchen, und je mehr Anregung zu solchem Suchen eine Erzählung ihm bietet, desto besser gefällt sie ihm. Ob er schließlich das Richtige findet, ist ihm gleichgiltig. Suchen füllt ihm die Zeit, die er dem Nichtstun gibt, angenehmer aus als Freude an einer Entdeckung.“ Und einmal heißt es noch: „An den türkischen Geschichten, die ich gesammelt habe, dürfte es, gegenüber den heute beliebten psychologischen Klügeleien, auffallen, daß sie nur durch schlichte Wiedergabe dessen, was »geschieht«, Unterhaltung und Freude gewähren wollen; — aber sie verfolgen und erreichen auch den Zweck, zu sorgloser Träumerei anzuregen.“

Es wird immer schwer sein, den Anteil genau festzustellen, den Rudolf Lindau selbst an diesen Geschichten hat; und dennoch möchte ich schon aus dieser Einleitung ohne weiteres schließen, daß er sehr groß ist. „Schlichte“ Wiedergabe dessen, was „geschieht“, Fernhaltung jeder Klügelei — das ist ja ein Grundton in Rudolf Lindaus ganzer Kunst. Und auch in diesen Erzählungen, die so oft des Wunders Grenze streifen, sie aber kaum je überschreiten, siegt immer wieder, wie auf dem Boden der modernen Welt, das Schlichte und Echte, Schuld wird bestraft oder muß sich selbst bestrafen. Der Stoff ist unzweifelhaft ganz und gar türkischer Herkunft und Überlieferung; er erweist der vergleichenden Märchenforschung uralte Zusammenhänge und Wanderungen, wie denn Erich Schmidt in der Fabel der Geschichte „Gülmes Besir“ ein weitgereistes indisches Pantaschatantramärchen festgestellt hat, das auch deutschen Schwankbüchern des sechzehnten Jahrhunderts ganz geläufig ist. Und vor den grotesken Skizzen, die den „Erzählungen eines Effendi“ angehängt sind, fühlen wir uns immer an Eulenspiegel und seine Verwandten, ja an niederdeutsche Volks-schnurren erinnert, wie sie zum Beispiel Wilhelm Wisser aufgezeichnet hat.

Wie sehr aber Lindau alles in seine eigne Sprache hinein abgetönt hat, erweist ein Vergleich mit dem klassischen Märchenschatz der islamitischen Welt, dem Buch Tausend und eine Nacht. So oft Stoff und Geschehnisse der Türkischen Geschichten uns diese bunte Welt zurückrufen — die glühende, atembeklemmende, unser deutsches Gefühl oft genug abstoßende Sinnlichkeit jener Sagen ist bei Lindau nicht zu spüren. Seine unsensationale Kunst überschreitet auch hier nie die selbstgesteckten Grenzen, schildert innige Liebe und verzehrende Sehnsucht, die nicht erwidert wird, ohne daß je ein Schleier mehr gehoben wird, als unumgänglich ist. Blond, hellen Antlitzes, von hoher Gestalt, spröde, zurückhaltend auch in Liebe und Haß erscheinen immer wieder diese türkischen

Helden, deren stiller, festes Herz am Ende belohnt wird. Denn keine dieser Erzählungen verläuft tragisch, in jeder findet ganz nach Märchenart die Bewährung ihren Preis, den fast immer der Großherr selbst austeilt. Er, der Sultan, erhebt den gehorsamen Sohn eines kurzen Eheglücks im fernen Asien an seine Seite, er stellt die heimlich dem Unerkannten angetraute schöne und reine Frau allen sichtbar auf den Thron neben sich, er gibt der Tochter, die Liebesgram verzehrt, den Gatten ihrer Sehnsucht, er stiftet durch humorvolles Entgegenkommen gegen einen schlauen armenischen Beamten eine sozial ungleiche Ehe, er nimmt die totgeglaubte Tochter wieder an sein Herz und löst ihren Gatten vom Tode, dem er nach dem strengen Gesetz des Islam verfallen wäre. Er gewährt der Lieblings Tochter die gänzlich dem Herkommen widersprechende Möglichkeit, durch echte Weibesklist selbst den Gatten zu wählen, und er straft die entartete Fürstentochter, die in Habsucht Hunderten zum Verderben wurde, und stößt sie mit eigener Hand in den Tod. Aber immer bleibt dieser alles Vermögende individuell, mit wenig Strichen wird er stets aufs neue charakteristisch gezeichnet, ein Gefäß schwerer Verantwortlichkeit und großer Weisheit, der einzige, dem nichts verschwiegen werden darf, der Gelübde lösen und von Eiden entbinden kann, dessen Blick über die Häupter der Umgebung weit hinausgeht. Oft mischt er sich wie Harun al Raschid unerkannt ins Gedränge und bewährt seine Weisheit in der Beobachtung des kleinen Mannes, und wenn ihm eine Schönheit im Köhnen begegnet, so ist er rasch zur Hochzeit bereit, wie er bereit ist, eignen kleinsten Frevel gegen das heilige Gesetz nach dem vollen Wortlaut des Korans zu rügen.

Alle die Männer, die seine verdiente Huld emporhebt, und deren mancher bis an den Tod des Herrn das höchste Amt des Reichs, das Großwesirat, verwaltet, haben kämpfen müssen, sei es mit dem eignen leichten Blut, sei es mit schurkischen Feinden und falschen Freunden. Ihr Weg geht — recht die Straße Lindauscher Helden — gerade durch, und es ist meist irgendein Derwisch oder sonst ein hilfreicher Gönner, der Listen für sie ersinnen muß. Sie selbst bringt Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, die auch bis zum Tode schweigen kann, wenn hies gelobt hat, ans Ziel. Und wenn sie im Glück sitzen, so gibts kein Prahlen und Prunken, sondern ein vorsichtig ruhiges Genießen, eine gerechte Führung anvertrauten Regiments. Bei einem meldet sich im Traum der Tod, und an der Stelle, wo er einst gerechterweise zwei Leben vernichtet hat, begräbt den voll Befriedigten das treue Roß unter sich. Die andern ziehen sich zurück, wenn ihr gnädiger Fürst gestorben ist, und leben mit Kindern und Enkeln fern von der Hauptstadt in echter Märchenbeglücktheit ihr Leben zu Ende.

Anderz aber die Frauen. Unter ihnen ist manche, die alle Künste unverdorbnen Weiblichkeit anwendet, das Glück zu erreichen. Da ist von der harmlosen Hauptmanns Frau, die mit leichtem Scherz ihr „Yadest“, ihr Bielliebchen, gewinnt, bis zu der totgeglaubten Sultana, die in den Palast zurückkehrt, ihr

Kind im Arm, um den Gatten zu befreien, eine ganze Reihe reizvoller weiblicher Gestalten. Keine, außer jener unmenschlichen Verkörperung hegenhafter Habsucht, die mehr als nur einen Schritt das strenge Gesetz des Harems überschritte — aber dieser eine Schritt ist immer eingegeben von einer echten Neigung oder einem liebenswürdigen Mutterwitz, der schließlich das Spiel gewinnt. Da entbrennt die Schöne in Liebe zu einem Fischerjüngling, und die Sklavin muß ihr Gelegenheit schaffen, seine Stimme zu hören, sein Antlitz zu sehen. Da prüft die selbständige Prinzessin die Kammerjunker und Adjutanten des großherrlichen Gefolges durch ein frugales Mahl, dessen Auftrugung ein Rätsel birgt; und der es löst und — schweigen kann, wird, hart am Henkertod vorbei, ihr Gemahl. Da entflieht die Tochter des reichen Kaufmanns dem Tode durch einen gemeinen Lüßling, sie wird des zufällig getroffenen Sultans Gemahl, entspringt auf einer Reise zum zweitenmal drohender Schmach und weiß endlich, verkleidet, des Vaters und des Sultans Auge zu öffnen und die Bösewichter der Strafe zu überliefern, während das Glück der schwer Heimgesuchten doch nicht mehr lange Dauer hat.

Wir erfahren viel von alter türkischer Volksitte, von türkischem Recht, vom Leben der Städte und des Landes, und da in den Märchen das Wunder an sich fast völlig vermieden ist, so ergibt sich im ganzen ein nicht kleines Kulturbild. Aber das bleibt, wie eben immer bei Lindau, bescheidne Mitgabe, der Mensch ist auch hier die Hauptsache, er wird (nach einem Wort des Theaterkritikers Fontane) nie „arabeskenhaft verbraucht“, behauptet immer seine Vordergrunds- und Mittelstellung. Und das alles ist getaucht in die goldne Atmosphäre einer einfachen Welt, die glaubt und vertraut. Wir atmen einmal ganz andre Luft, wir leben mit in einer Zeit, die wirklich noch Zeit hat und deren Glanz, wenn schon Zauberei und Wunderkünste fern bleiben, doch den vollen Reiz des Märchens widerstrahlt. Wir spinnen uns gemach ebenso ein wie der Erzähler türkischer und sein Dolmetsch und Mitdichter deutscher Nation, wir lächeln und runzeln einmal die Stirn, wir lassen wohl auch die Hände bequem ruhen und blasen langsam den Rauch der Zigarre von uns, wir träumen, ganz gefangen, mit — wir glauben jetzt dem Lehrer und dem Schüler, wenn sie sagen: „Weil man über manches in diesen Geschichten nachdenken kann, deshalb werden sie seit Jahrhunderten immer und immer wieder erzählt.“

Ganz anders als der stille Muselman der „Türkischen Geschichten“ wird der Erzähler eingeführt, dem Lindau die „Erzählungen eines Effendi“ abgelauscht haben will, ein Buch, das dem Lindau befreundeten Direktor der kaiserlichen Museen in Stambul, Hamdy Bey, gewidmet ist.

„Mein neuer Freund ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit einem klugen und wohlwollenden Gesicht und der würdigen Ruhe in Sprache und Gebärden, die viele der vornehmen Türken auszeichnet, und die ihnen häufig anezogen wird, wenn sie sie nicht von Natur besitzen. Denn ruhiger, würdiger

Ernst ist, nach türkischer Auffassung, nächst Gottesfurcht und Tapferkeit die Eigenschaft, die den Mann am meisten ziert.

Mein Freund darf auf seinen Vater stolz sein, der zu den höchsten Würdenträgern des Reichs gezählt hat, und dem er eine ungewöhnlich sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung verdankt, die ihn auch im Abendlande zu einem ebenbürtigen Mitgliede der gebildeten Kreise machen würde. . . . Er hat während langer Zeit die großen Hauptstädte Europas bewohnt, und seine Unterhaltung gibt, ohne jede Prahlucht, in selbstverständlicher Weise zu erkennen, daß er mit den besten Gelehrten und Künstlern unsrer Zeit in regem Verkehr gestanden hat und teilweise noch steht. Er bewohnt am untern Bosphorus in einem Dorfe, etwa eine deutsche Meile von Stambul entfernt, ein geräumiges, gut gehaltenes Haus, in dem er eine liebenswürdige, anspruchslose Gastfreundschaft ausübt. . . .

Es ist ein friedliches, freundliches Haus, das Haus, von dem ich spreche, ein Aufenthalt für Menschen, die ohne Lärm glücklich sein wollen und können. In einem seiner stillen Zimmer pflege ich mit meinem Freunde zusammentreffen, und dort lausche ich gern seinen Erzählungen, von denen ich versuchen will, einige, in den Worten des Erzählers, soweit sie mir im Gedächtnis geblieben sind, wiederzugeben.“

Hier atmen wir nun in historischem türkischem Milieu. Zu uns spricht durch und mit Lindau ein Mann, der innerhalb des ottomanischen Reichs ähnliche Sendungen ausgeführt hat, wie sie Rudolf Lindau selbst in Westeuropa und für die Schweiz in Ostasien oblag, und wie seine deutschen Amtsgenossen sie erhielten. Nur bekommt alles einen besonders reizvollen Charakter, weil sich der Effendi fortwährend in unsichern Teilen des Kalifats bewegt. In Bagdad ist er dem Gouverneur beigegeben, als 1869 räuberische Banden an der türkisch-persischen Grenze bekämpft werden müssen, er verlebt dort schöne Tage auf dem Ruhesitz eines von den Engländern entthronten indischen Königs und nimmt an der Unterdrückung Aufständischer teil, die dem neuen Gesetz allgemeiner Wehrpflicht nicht gehorchen wollen.

Der Effendi selbst ist Türke. Aber die Menschen, mit denen er zusammenkommt, und deren Gesichte sich seinem Gedächtnis und oft genug seinem Herzen eingraben, sind andern Bluts: Araber, Indier, Mischlinge aus Araber- und Negerblut. Ihr Leben ist anders. Die frei in der Wüste reitenden Beduinen, die Zelte bewohnenden Scheichs, die ihren Ursprung in unmittelbarer Folge vom Propheten selbst ableiten, sind wesentlich andre Menschen als die unter dem Halbmond der Haja Sophia und der Hohen Pforte in einer Millionenstadt versammelten Türken. Wie das Tier der Wüste, lieben sie die Freiheit, und ihre Herrscher bleiben Fürsten, auch wenn sie sich dem Großherrscher und seinem Pascha ehrlich und ehrfürchtig beugen.

Auch diesen Erzähler geht unter dem herrlich milden Himmel Mesopotamiens immer wieder der Mensch am nächsten an. Und wieder sind es gerade, un-

komplizierte Naturen, die ihn anziehen. Nur daß hier freilich persönliche Leidenschaft mit ganz anderer Stärke spricht als in den Türkischen Geschichten. Ein Amnesi verläßt den Herrn und Wohltäter und kehrt von Konstantinopel in die Heimat zurück, weil der Effendi das arabische Roß, mit dem jener wie verwachsen war, einer Frau schenkt.

„Djinn (so heißt das Pferd) ist im Stall der Botschaft. Sattel und Zaumzeug habe ich zurückgebracht. Nun verlasse ich dich.

Der Mann stand in dem Augenblick Seelenschmerzen aus — das erkannte ich an seiner Haltung, dem Ausdruck seines Gesichts und an dem verstörten Blick der Augen, die tief in ihre Höhlen zurückgesunken waren.

Warum willst du mich verlassen? fragte ich.

Weil du dein bestes Pferd einer Frau geschenkt hast.

Ich habe andre Pferde, die du pflegen kannst.

Du hast Djinn verschenkt — an eine Frau.

Ich empfand etwas wie Gewissensbisse und konnte dem Mann nicht zürnen: Möchtest du bei Djinn bleiben? fragte ich.

Ja.

So werde ich dich der Gräfin anempfehlen. Sie wird dich vielleicht in ihre Dienste nehmen.

Da richtete er seine lange, hagere Gestalt aus der gebeugten Haltung empor, in der er vor mir gestanden hatte, und sagte: Ich diene keiner Frau.“

Knapp, wie hier, gehn überall Rede und Gegenrede, wenn Leidenschaften sprechen. Ein Jüngling, halb noch Knabe, wird trotz dringenden Bitten von dem Effendi nicht zum Kriegszuge ausgemustert: „Später wollen wir sehen. Heute bist du noch ein Kind. — Ich werde dir beweisen, daß ich kein Kind mehr bin.

Der dunkeläugige Junge geht freiwillig mit, kämpft wie ein junger Löwe, und auf dem Sterbebett im Lazarett entblößt er die breite Wunde: Bin ich ein Kind — bin ich ein Kind? fragte er ganz leise, traurig, rührend.

Du bist ein ganzer Mann.

Darauf schloß er mit einem glücklichen Lächeln die schönen müden Augen.“

Eine holde, in arabische Nachtstimmung getauchte Liebesgeschichte ist „Salihah“. Salihah gehört in der Verschwiegenheit des Hauses zu Bagdad viele Monate dem Erzähler an. Aber er kann den Zugvogel nicht halten, den des Vaters Wille zurückruft, und ein spätes Begegnen weckt nur noch einmal schwermütig schöne Erinnerung unter dem Klang des Liedes, mit dem sich die Araberin dem Geliebten ins Herz gesungen hat.

In stummen Schmerzen verlöscht das Leben des Mischlings, dem die Tochter des türkischen Edeln versagt bleibt. Aber ihre Liebe währt über sein Grab hinaus.

Nicht nur die ethnologisch interessanteste, sondern auch die dem poetischen Gehalt nach schönste dieser Erzählungen ist „Hattidja, die Ruferin zum Streit“.

Der Effendi lernt sie inmitten des Beduinenheeres kennen, wie sie nach uralter arabischer Sitte die Männer in hieratischer Ekstase zum Kampfe aufreizt. Und nun entspinnt sich zwischen ihm und ihr aus leichtem Getändel eine ernste Liebe. Die, auf dem Kamele stehend, fürstlich geschmückt, mit Prophetengebärde wie geschlechtslos erscheint, wird ganz Weib. Eifersucht schlägt dazwischen. Und erst im Augenblick der Trennung wird das tiefe Gefühl, dem nie Erfüllung werden kann, Wort. Und in einem wundervollen Bilde bleibt die Gestalt der Entschwindenden für immer dem Gedächtnis des Mannes eingegraben. Hattidja durchschreitet als letzte des friedlich heimkehrenden Stammes mit ihren Nächsten den Euphrat. „Sie hatte sich nach mir umgewandt und hob, langsam winkend, den nackten, schlanken Arm, und aus ihrem weit geöffneten Munde zog wie ein Hilferuf ein Schrei über das Wasser: Taal . . . Taal . . . Taal!“ Komm, komm, komm — es ist der Ruf, mit dem die Reiter, neben ihren Rossen schwimmend, diese und sich untereinander ermutigen. Was aber gibt es hier dem Einsamen für eine lang nachhallende Empfindung mit!

Immer wieder die Geschichte menschlicher Herzen, die unter jeder Sonne gleichen Schmerz empfinden. So echt und fein die Umwelt dieser Menschen festgehalten ist — der Gestalter verleugnet sich nie, der in gehaltner Bewegung, in beherrschtem Ton sein Bestes gibt. Und dennoch darf man nicht sagen, Rudolf Lindau habe seinem Lehrer und seinem Freunde Wasser in den Wein gegossen, als er die Glut des Orients mit der Wärme deutschen Gefühls, eines „deutscheren Herzens“, wie es von einem seiner Helden heißt, dämpfte. Er mußte seine Persönlichkeit durchhalten. Und wenn er wohl mit Hebbel sprechen mochte:

Ich will das rohe Feuer nicht,
Das, durch kein Maß zurückgehalten,
Hervor, wie aus der Hölle, bricht,
Um gleich dem Element zu walten —

so hat er wie der Dithmarscher dem Leben nie sein Recht beschränkt. Aber er behielt im Raufsch des Orients die deutsche Geste. Er verflachte nicht leichtsinnig, wie der Sänger Mirza Schaffys, tiefe Weisheit zu banalem Aneipspruch, er bannte das Leben mit sicherer Hand, hob den menschlichen Kern aus dem fremden Gewande und ließ uns die vertraute Meisterschaft auch da spüren, wo die kleine Welt scheinbar eine ganz fremde Welt geworden war.

